

Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 17 (1868)

Artikel: Die bernischen Colonien in Brandenburg am Ende des 17. Jahrhunderts
Autor: Fetscherin, Wilh.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-122285>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die bernischen Colonien in Brandenburg am Ende des 17. Jahrhunderts.

Von

Wilh. Fetscherin, V. D. M.

Kantonschullehrer in Bern.

Auswanderung — eine der brennenden Fragen der Gegenwart, eines der immer noch besser zu lösenden Probleme der Mitwelt — ist nicht etwa ein Wort, das erst unsere Tage in Folge der Uebervölkerung, der verfeinerten Kultur geschaffen und ins Leben gerufen hat, — hatte es ja schon für die keltischen, wer weiß, ob nicht schon für die pfahlbauenden Helvetier einen überwältigenden Klang. Wie verschieden sind nicht die Ursachen gewesen, die in alten und neuern Zeiten die Lust zum Auswandern unter einem Volke verbreitet haben! Religiöse oder politische Verfolgungen, Parteiungen, die das Gemeinwesen zerreißen und ein friedliches Zusammenleben unmöglich machen, — Noth, Mißwachs, Mangel, undankbarer, unfruchtbare Boden, — oft aber auch nichts von allem dem, nur das tief in der Menschenbrust wohnende

Streben nach bessern Zuständen, die sich jeder nach seiner Art in einer unbekannten Ferne ausmalt.

Während nun die Motive der Auswanderung mehr oder weniger die gleichen bleiben, so ist dagegen das Ziel derselben je nach der Anschauung des Zeitalters ein ganz verschiedenes. Ein Ziel, das heutzutage für ganz wohl erreichbar gilt, wäre vor 100, vor 200 Jahren der fühnsten Phantasie zu hoch erschienen; darum hat jede Zeit ihren eigenen Maßstab, ihre eigene Aufgabe, und hienach will sie beurtheilt sein.

Um daher ein richtiges Bild der Bernerkolonien, die gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in der Mark Brandenburg gegründet wurden, zu geben, habe ich zuerst über die Beziehungen und die Zustände der Mark Brandenburg zu berichten, um sodann zu zeigen, in welch' seltsamer Weise eine Auswanderung vor 200 Jahren vor sich ging.

Mark Brandenburg. — Zustände.

Unter allen Ländern Deutschlands, welche unter der Geißel des dreißigjährigen Krieges zu seufzen hatten, ward keines schwerer heimgesucht als die Mark Brandenburg, welche theils durch ihre Lage, theils durch die Unfähigkeit des Regenten Georg Wilhelm fortwährend von beiden kämpfenden Parteien gleichzeitig gebrandschatzt, geplündert und verheert wurde. Diejenigen Einwohner, die nicht Krieg und Pest hinweggerafft hatte, waren durch Plündерungen und Erpressungen an den Bettelstab gebracht, so daß es zweier Jahrhunderte bedurfte, um den Verlust

*) Vergl. Gberty: Geschichte des preußischen Staates. T. I.

an Menschen und Hausthieren zu ersezen ; und noch haben viele ländliche Bezirke sich nicht wieder zu dem Wohlstande aufzuschwingen vermocht, den sie im Jahr 1618 besaßen, wie man denn bis auf diesen Tag in den Wäldern der Mark Spuren von Dörfern entdecken kann, welche durch den Krieg von der Erde verschwunden sind.

Aber auch seit dem westphälischen Frieden hatten die Kriegsdrangsale nicht aufgehört ; zwar endete der gegen den König Johann Casimir von Polen geführte Krieg mit dem Frieden von Oliva 1660, welcher den Lehensverband Preußens mit Polen löste, legte aber dennoch den erschöpften Einwohnern neue Lasten auf ; und mochte auch der große Kurfürst den glänzenden Sieg bei Fehrbellin 1675 über die Schweden davontragen, welche unsäglichen Leiden und Qualen hatten vorher die unglücklichen Märker von den Schweden zu erdulden ! — Und auch nach dem Frieden von 1679 (St. Germain) war das Land des Kurfürsten kaum in besserem Zustande, als da er es aus den Händen seines schwachen Vaters übernahm.

Wahrlich, es brauchte einen Mann dazu, wie Friedrich Wilhelm, um sich nicht entmuthigen zu lassen, sondern mit klugen Augen überall umherzublicken, um die Keime zu entdecken, aus denen künftighin die Besserung solcher Zustände und der Wohlstand des Landes erwachsen sollten. Um die Mittel sich zu verschaffen, seinen Staat zu heben, mußte er für sein entvölkertes und verarmtes Land durch Einwanderer neue Kräfte erhalten, und dies geschah, indem er denselben wüste Stellen unentgeldlich anwies und sie durch Abgabenfreiheit auf viele Jahre, durch Lieferung von Baumaterial und sonstige Unterstützungen zu fesseln suchte.

Wie kam aber der Kurfürst dazu, sich in dieser Angelegenheit gerade an Bern zu wenden? Wie blühend war dieser Stand, ja überhaupt die Schweiz im Verhältniß zu Deutschland, auch nachdem die einen schnellen Verlauf nehmenden Ungewitter des Bauern- und ersten Vilmergenkrieges sich darüber entladen hatten! Hatten nicht schon damals die Erzeugnisse ihrer Viehzucht, wenn sie auch bei der damaligen Abgeschlossenheit der Völker noch wenig in Umlauf gesetzt wurden, einen wohl begründeten Namen? Und dann standen Bern und die reformirten Städte seit dem Übertritt des Kurfürsten Hans Sigismund zum reformirten Glaubensbekenntniß noch in besonders naher Beziehung zu Brandenburg; denn wie fest das Band damals war, das die Gemeinschaft des Glaubens um Ländere schlang, deren Interessen sonst weit auseinander gingen, das zeigen die Beziehungen der reformirten Schweizerstädte zu den Generalstaaten, zum republikanischen England, zur Pfalz, zu Frankreich.

Daher sind es nicht bloß Anzeigen, welche die Geburt oder den Tod von kurfürstlichen Personen betreffen, oder Gevatterschaftsgeschenke, oder Glückwünsche zur Thronbesteigung, welche Gegenstand von diplomatischen Beziehungen sind, sondern der große Kurfürst sucht, als er 1672 fast allein, nur mit der zweideutigen Hülfe des Kaisers Leopold versehen, den Krieg gegen den mächtigen König Ludwig XIV. von Frankreich und seine Vasallen eröffnet, durch außerordentliche Gesandten die Bundesgenossenschaft der Schweiz nach, welche diese aber, vorab daß weltfluge Bern, wegen der weit aussehenden Händel, namentlich mit dem gewaltigen Nachbarn im Westen, höflichst ablehnt, während die Bereitwilligkeit ausgesprochen wird, etwas Volk aus Freund-

ſchaft öffentlich oder geheim zu ſchicken, zugleich um gute Offiziere zu pflanzen, an denen es den evangelischen Orten, zumal Bern, fehle.

Einsadung des Kurfürsten. Vorbereitungen.

Es war in den lezten Tagen des Jahres 1683, als Friedrich Burggraf von Dohna, des heiligen römischen Reiches Graf, Herr zu Coppet und Prangins, seit 1657 in das Burgerrecht der Stadt Bern aufgenommen, seit 1667 auch Oberst der Genfer Miliz *), Schultheiß und Räthen der Republik Bern ein Schreiben des Kurfürsten von Brandenburg vom 24. November 1683 zu überſenden den Auftrag hatte, des Inhalts: „Da wir wissen, daß in dem unter eurer Botmäßigkeit gelegenen Kanton eine große Anzahl von Einwohnern auf dem Lande ſich befindet, welche der Wirthſchaft und Viehzucht wohl erfahren sind: fo haben wir aus ſonderbarem Vertrauen hiedurch vernehmen wollen, ob ihr uns den Gefallen erweisen wollet, daß 10 — 20 Familien ſich in unsre Mark begeben möchten, woselbst ſie wohl aufgenommen, mit Wohnungenv verſehen und gegen eine leidliche jährliche Pacht wohl akkomodirt werden ſollen.“ *zc.*

Das Anerbieten war zu vortheilhaft, zu ehrenvoll, um nicht, zumal bei einer einsichtsvollen Regierung, alle Berücksichtigung zu finden. Es wurde daher ſogleich den oberländischen und emmenthalischen Oberämtern mitgetheilt, damit diejenigen Familien, die ſich in die Mark Brandenburg wagen „wellind“, ſich anzuschreiben laſſen; „doch da es eine Ehrensache ist, die unser Land und Nation

*) Er ſtarb den 28. März 1688.

angeht, sollen nur solche zugelassen werden, die ehrlichen Wesens und Leumunds, der Viehzucht, etliche auch des Ackerbaues und des Grabens und Wasserleitens verständig, und dazu gute Haushälter sind; keineswegs aber läderliche und dem Müßiggang ergebene, oder die da sonst ihren Sachen und Hauswesen nicht vorzustehen wissen."

An Anmeldungen von rechtlichen und verständigen Männern aus den Aemtern Thun, Frutigen, Saanen, Trachselwald u. s. w. fehlt es nicht; aber die Leute sind vorsichtig. Auch zu ihnen mag vielleicht die Kunde gedrungen sein, wie elend die Lage der Bauern gerade in den Marken ist, wie gerade auf sie alle übrigen Stände, zumal der Adel, alle Lasten des Landes abgewälzt haben; sie wollen vor allem für ihre Person nichts von Leib-eigenschaft wissen; sie wollen sicher, ohne Gefahrde heimkehren können, wenn es ihnen im neuen Vaterlande nicht gefällt; sie sind misstrauisch, zumal bald der Winter herannahrt; keiner, den sie nicht kennen, also kein Landesfremder, soll ihnen auf der Hinreise etwas zu befehlen haben; sie wollen Reisegeld, bevor sie fortreisen, jedoch soll der Kurfürst ihretwegen keinen Verlust haben, wenn sie bald wieder zurückkehren; sie wollen wissen, wann sie verreisen, damit sie Zeit haben, ihren Plunder zu verkaufen.

Die meisten dieser Bedingungen wurden ohne weiteres von dem Kurfürsten bewilligt; die Auswanderer sollten kostenfrei rheinabwärts über Amsterdam nach Hamburg, und von da nach Potsdam gebracht und ihnen Anfangs 300 Thaler ausbezahlt werden. Häuser und andere nothwendige Gebäude werden ihnen erbaut ohne Entschädigung. Soviel Jeder an Rindvieh und Pferden begeht, wollen Seine kurfürstliche Durchlaucht ihnen auch geben; den

Preis können sie nach Bequemlichkeit nach und nach abzahlen oder verzinsen zu 5 %. Jeder erhält so viel Ländereien, als er sich zu bestreiten getraut. Diese Güter sollen ihnen erb- und eigenthümlich gegen einen gewissen Zins und eine so „leidenliche Refognition“ verbleiben, daß sie damit zufrieden sein werden. Die nöthige Saat wird im ersten Jahr gegeben und bei der Ernte in natura erstattet oder bezahlt. Von den Ländereien, so schon nutzbar sind und sofort kultivirt werden können, werden sie ein Gewisses an Zins oder Pacht geben; von dem unnutzbaren Land aber sollen sie eine Anzahl Jahre frei sein. Die Gräben, Dämme und Brücken haben sie jeder in seinem Lande, wie er sie empfangen, zu unterhalten. Auch sollen sie eine eigene Kirche samt einem Prediger aus ihrem Lande erhalten, mit einer Besoldung von 100 Thlr. baar und 100 Thlr. an Vikarien samt Haus, Garten und Land. Der Schulmeister erhält 20 Thlr.; es werden aber die Familien zu besserer Unterhaltung des Predigers und Schulmeisters auch etwas beizutragen sich nicht entbrechen. Ebenso einen eigenen Krug, dessen Wirth seinen Bedarf an Bier und Branntwein aus Potsdam zu beziehen hat. Im Uebrigen sollen sie von allen Lasten frei sein. Die Saat und das nöthige Werkzeug wird vorgestreckt, sowie das nöthige Holz angewiesen. Den Schuldensfreien soll nichts an der Rückkehr in's Vaterland hindern. — So wie den Brandenburgischen Kolonisten ihre Güter ohne Abzug verabfolgt werden, so wird der Kurfürst gegen die Abziehenden oder ihre Kinder und Kindeskinder gleiche Consideration haben. Das Erb- und Testirrecht wird gewährleistet; stirbt eine Familie aus, soll das Gut an die Landsleute fallen. Zur Erleichterung schenkte der Kurfürst jeder Familie von

9—10 Personen 12 Scheffel Roggen, von 5 Personen die Hälfte, und 1 Tonne Bier und 1 Scheffel Salz.

Vergleicht man diese Zugeständnisse mit dem Druck, unter welchem damals die märkischen Bauern lebten, gegen welche ihre Herren die Rechte und Ansprüche „bis zur unerträglichen Härte“ *) steigerten: so können wirklich unsere bernischen Auswanderer als eine Art Freiherren angesehen werden.

Damit aber nichts unterlassen und jeder Grund zum Mifstrauen entfernt werde, soll der Stadtarzt Albrecht Bauer König **) mit den Landleuten und einem Zimmermeister in die Mark reisen, um die zum Anbau angebotenen Ländereien in Augenschein zu nehmen. Bevor wir nun die Auswanderer nach dem Ziel ihrer Reise begleiten, lassen wir uns aus dem Berichte des Stadtschirurgus das Wichtigste aus der Kundschaftsreise erzählen.

Die Reise war, zumal von Ulm bis Berlin, der großen Dürre wegen sehr theuer und nicht ohne Beschwerden. Die Reisenden konnten theils wegen des stetigen Regenwetters und der daraus entstandenen übeln Straße, theils wegen der Weite des Weges unmöglich alles zu Fuß gehen, sondern benützten mit Hülfe des kurfürstlichen Passes die Amtsführ in den Anspachischen und Anhaltischen Fürsthütern.

Bei der ersten Audienz am 30. September, wo der bernische Stadtarzt bei'm Kurfürsten sehr huldreiche Aufnahme fand und unter Anderm auch nach den innern Zu-

*) Vergl. Eberth, S. 390.

**) Tillier nennt ihn den berühmten Chirurgen, den Freund des Malers Werner, für den dieser sein Meisterstück, Adam und Eva, malte. Er war Feldscherer im Regiment v. Erlach in französischen Diensten gewesen und hatte als solcher den Krieg gegen Holland mitgemacht.

ständen seiner Heimath befragt wurde, ob man daselbst in gutem Frieden lebe, ob man sich nicht vor dem Krieg in Frankreich fürchte, wurde nebst den beiden abgeordneten Bernerbauern auch die Kurfürstin geholt, die zweite Gattin des Kurfürsten, Dorothea, Tochter des Herzogs Philipp von Holstein-Sonderburg. Nicht ohne einige Gefangenheit erschienen vor der glänzenden Versammlung die beiden Emmenthaler mit ihren stattlichen Wärteln und ihrer eigenthümlichen Tracht, deren sogen. Kröselkragen *) besonders die Aufmerksamkeit der hohen Dame auf sich zog. Jedoch als Ihre Durchlaucht sich mit ihnen in ein Gespräch einsetz über die Ländereien in der Nähe von Potsdam, die er selber nächster Tage mit ihnen in Augenschein zu nehmen gedenke — da waren sie bald im Stand, ganz „vergnüglichen“ Bescheid zu geben und sich auf ihrem Gebiete einheimisch zu finden. Nur erregten sie die Heiterkeit der Kurfürstin und besonders der Hofleute, wenn sie den Kurfürsten wider die hergebrachte Etikette anredeten mit: „Wohlweiser gnädiger Herr Kurfürst, ich bitte Ew. Gnaden um Verzeihung.“ Am 4. Oktober kam man unter dem Geleite des Herrn Oberjägermeisters an das Ziel der Reise, den sog. Golmehrbruch in der Nähe der späteren brandenburgischen Residenz, ungefähr 3000 Fucharten im Umfang haltend, wovon bereits mehr als der halbe Theil ausgereutet war, erst noch vor drei Jahren eine völlige Wildnis, ein Aufenthalt wilder Thiere. Im ganzen Umfange, auch an zwei Orten durch die Mitte, waren Gräben gemacht, um das Wasser abzuleiten, zu welchem Ende auch eine Windmühle mit einem großen Rade angebracht war. Gutes Ackerland fand sich im Verhältniß nicht so gar viel,

*) Sie waren wegen derselben an vielen Orten für Juden angesehen worden.

obgleich Gerste, Hafer, Bohnen zur Genüge hervorwachsen würde. Auch an Dämmen zur Abwehr des Flusses, der in geringer Entfernung neben diesem Land vorbeifließt, fehlte es nicht.

Als am Abend dieser ersten Inspektion unsere Berner-Expertise im Schloß zu Potsdam ihr Urtheil abgeben sollte, machte der Zimmermeister einige Ausstellungen an den bereits ausgebauten Häusern; die Ställe und das Tenn seien zu niedrig, die Häuser zu nahe an einander gebaut; die Bauern aber fanden den Boden zwar gut für Gräser und Kräuter; jedoch seien noch viele Storzen, Wurzeln und Gesträuch auszureutern; hingegen wenig zum Ackerbau taugliches Land; auch könnte großer Schaden entstehen, wenn das Wasser sollte groß werden oder der Sommer naß.

Wochenlang dauerte noch der Aufenthalt unter ernstern und heitern Beschäftigungen, zu welch letzteren namentlich Jagdbeleustigungen und Feuerwerk und andere Festlichkeiten gehörten, von denen die Deputirten Augenzeugen sein durften, bis ihre Abschiedsstunde schlug. Auch diesmal ging die Audienz nicht ohne eine große Feierlichkeit vorbei; namentlich nahm der Eine der beiden Landleute, David Fankhauser, das Wort nach der Mode unserer Landart — wie der Bericht lautet — solcher Gestalt nach seiner Art und Sprache, daß sich die Cavaliers nicht wenig darüber verwunderten, sonderlich weil er so herhaft geredet.

Die Rückreise ging auf der kurfürstlichen Amtsfuhr bis Hall, von da wegen des überaus bösen und gefährlichen Weges bis auf Nürnberg auf einem Wagen, wobei der Stadtarzt nicht umhin kann zu bemerken, „das gute Leben habe keinen guten Einfluß auf seine Leute gehabt, denn einer von ihnen, Peter Müller von Langnau, sei sehr

boshaft und grob-stolz geworden, so daß man schier seines Lebens bei ihm nicht sicher sei."

Die zum Augenschein abgeordneten vier Männer brachten dann ein Schreiben des Kurfürsten mit, datirt vom 24. November 1684, worin derselbe die Regierung auffordert, nach den gemachten Vorarbeiten nunmehr die Sache zu begünstigen und die Auswanderer unter dem Geleite des Stadtarztes Bauernkönig und eines eigenen aus ihrer Mitte gewählten Pfarrers nach den brandenburgischen Marken abzusenden.

Auswanderung.

Nun konnte, obgleich der Bericht der Abgesandten nicht in jeder Hinsicht, namentlich in Bezug auf das Ackerland, günstig ausgefallen war, zur That geschritten werden. Vor der Abreise wandte sich die väterlich sorgende Regierung noch an die vorderösterreichische Regierung zu Waldshut, sowie an den Kurfürsten zu Heidelberg und andere Herren, durch deren Gebiet die große Wasserstraße des Vaters Rhein die Auswanderer führen würde, um sie ihrer Nachsicht in Betreff der Zollgebühr zu empfehlen, zumal da sie nichts bei sich haben als Wein und Käse, und die betreffenden Regierungen zu ersuchen, ihnen der Schiffsfahrt auf dem Rhein kundige Schiffleute mitzugeben.

Endlich war der von Wielen ersehnte und doch wieder gefürchtete Tag erschienen; auch wurde in der alten ehrwürdigen Kirche auf der Nydeck eine eigens an die Umstände angepaßte Predigt angehört, worauf Deputirte aus der Mitte der Räthe die abscheidenden Landleute der fortwährenden väterlichen Gestinnung ihrer bisherigen Obrigkeit versicherten; sollte es ihnen in der neuen Heimat

jemals schlimm ergehen, sollten sie gar einen unfreiwilligen Abschied bekommen, so werden sich ihre alten Obern kräftiglich ihrer annehmen und für sie sorgen, dieweil sie auf dero hohen Befehl, auch nach eingegangenem Vertrage mit dem Kurfürsten, in ihre neue Heimat geschickt worden seien.

Es mag doch Manchem der Auswanderer das Herz schwer geworden sein, als sie nach diesem feierlichen Abschied von ihrer bisherigen Obrigkeit, den festen Boden ihrer geliebten Heimat verlassend, die zwei zu ihrer Aufnahme gerüsteten Boote bestiegen, in denen sie die wohl bekannte Mare mit ihren heimischen Ufern abwärts in den majestätischen Rhein fahren sollten, neben vielen alten berühmten Städten vorbei durch die fruchtbaren Länder einer Anzahl von Fürsten in das ferne glaubensverwandte Holland, in die große berühmte Welt- und Handelsstadt Amsterdam und von da durch das weite, weite Meer nach dem reichen Hamburg, von wo die Wasserstraße aufwärts sie in das Land der Verheißung führen sollte! Welch ein eigenthümlicher Anblick! Diese 14 Bauernfamilien in der kleidsamen Tracht ihrer Zeit, bestehend aus 102 Personen jedes Alters, jedes Geschlechts, vom Säugling an der Mutterbrust bis zum gereisten Manne *), unter dem Geleit des west- und menschenkundigen, erfahrenen Stadtarztes Albrecht Bauernkönig, der bemüht ist, Ordnung und Zucht aufrecht zu erhalten in diesem wandernden Schiffstaate!

Wie sauer mag ihm seine Aufgabe oft geworden sein! sagt er doch selbst: „Was ich vor Mühe und Ungemach

*) Aus verschiedenen Theilen des Bernergebietes, resp. den Gemeinden Kirchdorf, Münsingen, Müeggisberg, Thierachern, Gurzelen, auch Külm und Kölliken im Aargau.

habe, bald mit Diesen, bald mit Jenen, sonderlich mit dem Austheilen des Proviant's, warmer Suppe, Bezahlung des Zolles, Bestellung der Schiffssleute — das weiß Gott!“ — Neben dem Arzt ist ferner zu erwähnen die ehrwürdige Gestalt des ersten Coloniepredigers Elisäus Malacrida, der „wegen seines bisherigen Wohlverhaltens und trefflichen Lebewesens, sowie seiner Erudition“ seinem neuen Landesfürsten auf's Wärmlste empfohlen ist.

— Nicht genug, daß die Schiffe angefüllt sind mit Menschen jeglichen Alters; auch Ziegen geben ihre unharmonischen Töne von sich, welche die Kinder mit ihrer Milch nähren sollen, so daß für anderes Vieh kein Platz übrig bleibt.

So stießen denn die Schiffe vom Land am 30. April 1685 alten Styls, begleitet von den Segenswünschen der sie begleitenden Menge. In Aarau wurden noch einige aargauische Familien mitgenommen; dann ging es den vier Waldstädten am Rhein zu, wo ihnen nur der halbe Zoll abgenommen und sonstige Erleichterungen gewährt wurden. Nicht ohne viel Sorge und Müh, jedoch glücklich wurden die Stromschnellen in Lauffenburg, wo Alles ausgepackt werden mußte, passirt. In dem treu eidgenössischen Basel fanden die Auswanderer freundliche Aufnahme; hier, wie überall wo sie durchkamen, fand ihr Aufzug unbeschreiblich große „Admiration“; der Bürgermeister Burkard begleitete sie in eigener Person und gab den Schiffleuten, die ihnen der Stand Basel lieferte, die nöthigen Weisungen und Ermahnungen. — Auch die Regierungen des seit vier Jahren von Ludwig XIV. seinem Reiche einverleibten Straßburg, des Markgrafen von Baden, des Kurfürsten von der Pfalz, sie alle ließen die beiden Schiffe zollfrei stromabwärts fahren. Aus Mann-

heim konnte der Berichterstatter nach Hause schreiben: „Bisher Alles wohlgemuth und gesund; Niemand frank; der Proviant bedeutend gemindert; zehn Mütt und noch mehr, die in Bern gebacken worden, verbraucht, sowie zwei Fäß Wein — wozu freilich die Schiffleute nicht am Mindesten hassen; die Leute haben zu Hause nicht so gut gelebt, weilen der Appetit bei ihnen unersättlich.“ — Seit Germersheim brauchten sie nur zwei Steuerleut auf jedes Schiff, weil Männer und Weiber munter rudern hassen, „was ihnen den Appetit noch mehr erweckt, Krankheiten verhütet, so sie durch das Stillsitzen und Faullenzen würden bekommen haben und zugleich das Reisen mächtig fördert.“

In Köln wurden die Auswanderer von dem Kestdenden des Kurfürsten mit solcher Höflichkeit behandelt und auf ihren Schiffen selbst besucht, daß der Stadtarzt Bauernkönig, von so viel Ehre und Güte gerührt, sich bewogen fühlte, denselben „mit einer Frucht unsers Landes, einem großen Käse, zu regaliren“, wofür er hinwiederum mit fast einem Ohm des besten Rheinweins und zwei holländischen Käsen beschenkt wurde. „Meine Kolonisten und israelitischen Neisegenossen,“ schreibt er in augenscheinlich trefflicher Laune über diesen guten Handel, „welche wegen des guten bisher genossenen Traktaments nicht nach den Fleischtöpfen Egyptens sich zurückgesehnt, sind frisch und gesund, und obgleich bei den Einen und den Andern sich kalte Fieber eingestellt, so ist solches durch den Gebrauch der bei mir habenden Medikamente gestillt worden.“ — Daneben läuft wohl auch eine politische Neuigkeit mit, wie die von dem Unternehmen des Herzogs von Monmouth nach England, „welches wohl den König zwingen werde, sich in Sicherheit zu begeben.“

Leider befindet sich hier eine große Lücke in unserm Reisebericht von Köln nach Hamburg oder vom 18. Mai bis zum 27. Juni, so daß wir nichts vernehmen von der Reise nach Amsterdam, ihrem Aufenthalt in dieser Weltstadt, ihrer Fahrt nach Hamburg, von wo sie wieder den Flußweg bis in die Mark Brandenburg nehmen — eine Lücke, die ich jeden Leser nach seiner Phantasie auszufüllen bitten muß.

Ohne weitere Abenteuer wurde die Strecke von Hamburg, von wo man Abends den 10. Juni abfuhr, bis Havelberg, wo man am 15. Juni früh anlangte, zurückgelegt, und der Geleitsmann der Gesellschaft begab sich sogleich nach Potsdam, wo er vom Kurfürsten auf's Gnädigste empfangen wurde. Es war keine üble Vorbedeutung für das Gedeihen der neuen Kolonie, daß der Landesfürst versicherte, den neu Angekommenen noch mehr leisten zu wollen, als er versprochen habe, und es ihnen namentlich nicht an Lebensmitteln fehlen zu lassen.

Am 19. Juni fand der Einzug in die neue Heimat statt; zu den bereits im vorigen Jahre erbauten vier Häusern waren fünf andere während des Winters mehr oder weniger fertig geworden. Die Leute wurden theils durch das Voos, theils freiwillig in den Wohnungen untergebracht und die Lebensmittel unter sie ausgetheilt, und zwar 100 große Brode, 4 fette Ochsen, damit sie — wie der menschenfreundliche Kurfürst bemerkte — nach ihrer Ankunft der warmen Suppe nicht entbehren müßten, und 36 Wispel Mehl in 40 Fässern aus Spandau — zweimal mehr als verheißen worden war. Ferner einer jeden Haushaltung eine Seite Speck, 16 Scheffel Erbsen und Grütz, über die versprochenen 2 Tonnen Salz etliche Tonnen Bier; auch 2 Tonnen Butter und ein Schock

Hühner und Gänse. — Zugleich wurde aus der Mitte der Landleute ein Schulze gewählt und vom Oberamtmann von Potsdam (Lüderitz) bestätigt, Namens Hans Biland von Gurzelen, und ein Wirth, Peter Schwitzergräber aus Küeggisberg, der, zumal in den ersten Wochen, keine üble Zeit hatte, da Alles aus Potsdam hinauss lief, um die neuen Ankommelinge zu sehen. — Auch 102 Haupt Vieh, das später taxirt werden sollte, wurde ausgetheilt. In den ersten Tagen sollte das Gras abgemäht und vertheilt werden, sowie auch je nach der Stärke jeder Haushaltung das Erdreich, welches vorher abgemessen worden war.

An einem der ersten Tage nach dem Einzuge war Markt in Potsdam, den viele von den Landleuten mit ihren Weibern besuchten, um allerhand einzukaufen. Dieß gab zu folgender ergötzlichen Scene Anlaß: Der Kurfürst saß eben mit einer Menge Herren und Damen an der Mittagstafel, als ihm gemeldet wurde, die Bernerbauern seien in der Stadt und machten ihre Einkäufe. Sogleich befahl er, sie in dem Aufzuge, in dem sie eben seien, hereinzulassen. Welch ein postierlicher Anblick in dem prächtigen Saal! Die Männer und erwachsenen Knechte hatten alle ihre großen Degen an; Etliche hatten breite Hüte, andere kleine Bauernhüte und die Aargauer ihre Strohhüte auf — natürlich jeder in seinem Alltagskleide — Etliche trugen Sensen, so sie gekauft, auf den Schultern; Andere hatten eine Bürde Seile, Rechen, Schaufeln. Die Weiber und „Meitli“ trugen auf ihren Köpfen Züber, Kübeli, Kacheln, Häfen u. dgl. Daß alle Damen und Cavaliers, sowie die fürstlichen Personen an der kurfürstlichen Tafel ob dem Beschauen das Essen vergaßen, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Nebrigens

wußten mehrere von ihnen auf die vom Kurfürsten an sie gerichteten Fragen ganz gut zu antworten. Endlich ließ die Kurfürstin eine Schüssel mit allerhand Speisen füllen und solche nebst einem Becher guten Weines den Kolonisten vor dem Saal verabreichen, und der Kurfürst sandte zwei Teller mit kostlichem Konfekt zu ihnen hinaus, mit dem Bedeuten, sie sollten dieß den Kindern heimbringen. Hierauf wählten die guten Leute zwei aus ihrer Mitte, um dem Kurfürsten Dank zu sagen, was sehr gut aufgenommen wurde.

Zum ersten Male war es nach der Abendpredigt an einem Sonntag, daß der Kurfürst sammt seiner Gemahlin und etlichen fürstlichen Personen nach dem Golmischen Bruch hinausfuhr; mit den Herrschaften eine große Menge Volks. Bei seiner Ankunft, die mit Alphornblasen gefeiert wurde, war die ganze Kolonie, Männer, Frauen, Kinder, Dienste, in einer Reihe aufgestellt. Dann Anrede seiner Durchlaucht an den Schulzen, der ganz passend antwortete, nur daß er sich in seiner Angst im Titel verirrte: Hochgeehrter, Durchlauchtigkeit, Kurfürst. Seine Rede enthielt eine herzliche Dankesagung für die erwiesene Gnade, das Versprechen im Namen Aller, ihr Möglichstes zu thun, um des Kurfürsten Willen zu erfüllen, und einen innigen Segenswunsch für den Fürsten und sein Haus. — Besondere Freude hatte die Kurfürstin an etlichen Kindern, die wohl bekleidet und hübsch waren, und wunderte sich nicht wenig, daß von solchen Leuten in einem solchen Lande so schöne und viele Kinder können gezeugt werden.

*) Getreidepreise: im vorigen Jahr 1684, 1 Scheffel Roggen $37\frac{1}{2}$ Bz., jetzt 14 Bz., der Haber nur 6 Bz. (3 Mäß = 1 Scheffel.)

Das erste Kind, das in der Kolonie geboren wurde, Bendicht Kieners von Gaberg, ward vom Kurfürsten und der Kurfürstin aus der Taufe gehoben.

Sobald alle nöthigen Häuser gebaut sein werden — versprach der Kurfürst -- solle auch mit dem Kirchenbau angefangen werden.

Bei einem spätern Besuche, am 17. Oktober, äußerte der Kurfürst seine Zufriedenheit über den Fleiß der Kolonisten, die bereits eine Distanz von mehr denn 16 Zucharten gereinigt. Bei diesem Anlaß wurde demselben die Nothwendigkeit zu Gemüthe geführt, den Kolonisten zu ihrer Subsistenz Ackerland zur Verfügung zu stellen, worauf auch wirklich ein Stück Land in der Nähe des Städtchens Werder um den Preis von 2900 Thlr. angekauft wurde. Die bereits angesäete Saat sollen die Kolonisten wie billig restituiren; hingegen von andern Kontributionen und Hofdiensten sollen sie laut Vertrag befreit bleiben.

Hier möge denn auch folgende Anekdote Platz finden, welche Zeugniß ablegt von dem Wohlwollen Friedrich Wilhelms gegen die Kolonisten: Einem gewissen Niklaus Künzi von Münsingen waren auf dem Markt in Brandenburg, wohin er gegangen war, ein Stück Vieh zu kaufen, im Gedränge 14 Thlr. gestohlen worden — und was das Schlimmste war, er durfte seinen Verlust nicht einmal laut beklagen aus Furcht vor seiner bösen Frau. Als dieß dem Kurfürsten zu Ohren kam, lachte er sehr und schickte mit den Worten: „wir wollen den Frieden schon machen“, dem Bauer 14 Thlr. mit dem Bedeuten, „der Nikeli solle in Zukunft sein Geld besser verwahren; „es gebe hier sowohl als anderswo böse Leute.““

Endlich verdient aus dem Aufenthalt unseres Gewährsmannes in Berlin noch folgender Zug erwähnt zu werden, der zwar keine Beziehung zu unserer Bernerkolonie hat: Als man die in Folge der Aufhebung des Edikts von Nantes erhobenen gräulichen Verfolgungen der Hugenotten in Frankreich vernahm, wurde in der ersten Entfernung bekannt gemacht, daß alle Katholiken in kurfürstlichen Diensten entweder reformirt oder lutherisch werden oder ihres Dienstes entlassen sein und das Land räumen sollten; denen aber, so unter der Soldatenkatholisch sind, ist durch Trommelschlag bei großer Strafe verboten, nicht mehr in des französischen Ambassadoren Haus die Messe zu hören, welches große Consternation bewirkt, da es Leute von Condition betrifft.

Um noch einmal unsern Stadtschirurgen Bauernkönig, dessen Berichte unsere Hauptquelle bilden, zu erwähnen, so war seine Aufgabe nunmehr erfüllt und er konnte am 26. November Potsdam verlassen; seine Heimreise führte ihn über Braunschweig, Wolfenbüttel, wo er einige Tage bei dem ihm von 30 Jahren her befreundeten Herzog verweilte, dann über Kassel nach Frankfurt und Straßburg. In Heidelberg mußte er seinen Plan, durch das Württembergerland zu reisen, aufgeben, denn bei diesem unbeschreiblichen Sturm und anhaltenden Regenwetter seien die Straßen so bodenlos und die Geleise so tief geschnitten, daß mit Wagen ohne Gefahr unmöglich sei durchzukommen; er hofft über Basel, Rheinfelden, Brugg, Narau nächstens die Heimat zu erreichen.

Fernere Schicksale und Erweiterung der bernischen Kolonie.

Es zeigte sich bald, daß die schon in den ersten Jahren von 14 auf 17 Familien herangewachsene Kolonie zu wenig Land besaß, um daraus sich genugsam zu nähren, besonders nachdem das aus der Heimat mitgebrachte Geld aufgezehrt war und wegen Veränderung der Hofstatt nicht mehr so viel Heu angebracht werden konnte, auch zugleich Wassernoth über sie kam. Da trat der Kolonialpfarrer Alb. Wyttensbach für die bedrängten Leute in den Kitz und bewirkte durch zwei Supplikationen an den Kurfürsten und die Kurfürstin, daß zum bisherigen Land eine Meyerei oder ein ganzes kurfürstliches Vorwerk hinzuschlagen und um einen geringen Preis (5 Thlr. per Familie) zur Benutzung übergeben werden konnte, so daß sie nun ihr ehrliches Auskommen hatten. Auch an einer neuen Kirche fehlte es nicht, so daß diese Kolonie im Ganzen einen gedeihlichen Fortgang hatte; zugleich kann der Pfarrer unter dem 19. März 1692 heimberichten, indem er Schultheiß und Räthen für übersandte Bücher dankt und die vielen von dem Kurfürsten der jungen Kolonie erwiesenen Gnaden röhmt: „die Meisten sind in diesen Landen soweit etabliert, daß sie, so sie arbeiten wollen, ihr Auskommen reichlich haben. Die vater- und mutterlosen Waisen, die Kranken und Nebelmögenden und zur Arbeit Untüchtigen beziehen bis auf diese Stunde ihre Gnadengelder. Anfangs sind gefährliche und ansteckende Krankheiten unter den Auswanderern eingerissen, denen Manche, z. B. Überländer, unterlegen sind. Bei diesem Anlaß verordnete Ihre kurfürstl. Durchlaucht einen expressen Apotheker und Chirurgen, um diese Leute auf

seine Kosten mit Medikamenten versehen und verpflegen zu lassen."

So verflossen die ersten Jahre der Kolonie in stillem Gedeihen; da kamen über das Schweizerland schwere Zeiten, die durch Misswachs, Theurung und Mangel hervorgerufen wurden. Woher sollte Hülfe kommen? Wohin richteten sich Aller Augen? Wie natürlich nach der Mark Brandenburg, wo doch schon eine Anzahl Familien genügende Unterkunft gefunden hatten. Auch kam ihnen wirklich der Sohn Friedrich Wilhelms, der unterdes zu den Vätern gegangen war, Friedrich III., „in christlicher Compassion gegen die nothleidenden Religionsverwandten“ entgegen, indem er etliche 100 Familien in seine kurfürstlichen Lande aufzunehmen und in Städten und Dörfern unterzubringen sich entschloß.

Aus dem Berner- und dem ebenfalls glaubensverwandten Zürcherlande benützten über 200, zum Theil ziemlich zahlreiche Familien diese Erlaubniß, Handwerks- und Bauersleute; neues Leben erwachte in den verödeten Gegenden; ganze Dörfer wurden von Neuem aufgebaut, Feldmarken abgemessen, angepflanzt, die Ankömmlinge mit Brod und Saatkorn, mit Vieh und Geräthen versorgt, auch den Handwerksleuten mit gewissen Freiheiten, mit Werkzeugen, ja sogar mit Geld an die Hand gegangen. Aber auch die geistigen Bedürfnisse wurden nicht vernachlässigt; Kirchen wurden eingeräumt oder, wo solche nicht vorhanden, zu bauen angefangen, wozu auch die alte Heimat mit einer „er klecklichen Beisteuer“*) an

*) Instruktion auf die Konferenz zu Aarau, 9. April 1700, zwei ausgeschossene Prediger der schweiz. Kolonie im Brandenburgischen um eine Beisteuer zu Erbauung von vier neuen und

die Hand ging; auch schweizerische Prediger und Schulmeister bestellt; die Armen und Kranken mit dem nöthigen Unterhalt und Medikamenten versehen, kurz keine geringen Summen auf die Einrichtung dieser Kolonien verwendet.

Aber leider waltete über dieser zahlreichen Auswanderung ein eigener Unstern; alle die Wohlthaten wurden zum großen Theil an Unwürdige verwendet, die nicht gekommen waren, um durch Fleiß und Thätigkeit sich eine neue Heimat zu gründen, sondern „nichtswertige, liederliche Hauswirthe, die die meiste Zeit in Faulheit und Müßiggang zubrachten, und was man ihnen an Vieh und unentbehrlichen Werkzeugen an die Hand gab, wieder verkausten und so an den Bettelstab kamen, so daß man sie, wenn sie nicht von selbst das Land verließen, in die Heimat entlassen mußte.“

Neben diesen kamen viele Unbemittelte, welche schon unterwegs Noth und Krankheiten ausstanden und mit ihren Krankheiten auch die Einheimischen ansteckten, so daß auch sie kein gutes Element bilden konnten.

Nur in geringer Zahl fanden sich unter den neu Angekommenen auch tüchtige, gesunde Arbeitskräfte, wie sie in der ersten Kolonie vorherrschten.

Kann es uns wundern, daß die kurfürstliche Regierung gegenüber der bernischen hiegegen ernstliche Kemon-

Reparation von zwei alten Kirchen und Schulen, begleitet durch ein kräftiges Vorschreiben Ihrer kurfürstl. Durchlaucht in Brandenburg. Bern findet sich, „weil die Kolonie genießlich gehalten und mit angerühmten landesväterlichen Gnaden und Huld gesorgt wird, zu einer erfreulichen Beisteuer geneigt. Auch die übrigen Orte sollen in diesem Sinne bearbeitet werden.“ Instruktionenbuch Y 167.

strationen macht, daß sie sich verwahrt gegen solche Einwanderer und um Leute bittet, die nicht ganz von allen Mitteln entblößt seien und Lust haben zur Arbeit! — Hiegegen machen Schultheiß und Räthe unter'm 16. October 1698 geltend, indem sie diese Vorfälle ernstlich bedauern: „Die betreffende Mannschaft, so mit unserm Consens von ihnen sich begeben, wurde unterwegs hin und wieder, insonderheit unweit Rothweil, durch daselbst herum verlegt geweste kaiserliche Völker angepacht und allein den Weibern und Kindern, sammt andern zum Kriegsdienst nicht minder dann zur Arbeit Untüchtigen der Fortgang gestattet. Dann haben sich zu denjenigen, die mit unserm Wüssen weggezogen, hinderrucks auf den Gränzen und außert denselben viel andere Mittellose und Armelinge geschlagen, die sich der churfürstlichen Gutthatten unwürdig theilhaftig gemacht und unsere Pässe gefährlich mißbraucht haben.“ Das Schreiben schließt mit der Bitte, der Kurfürst möge deshalb den gegen die niedergelassenen Schweizerfamilien gezeigten guten Willen nicht absezzen, in der Hoffnung, dieselben werden durch Wohlverhalten Dero gnädige Benevolenz sich verdienen.

Auf diese Krisis, wir möchten sagen Säuberung hin schienen die schweizerischen Kolonien in der Mark sich eines gedeihlichen Zustandes erfreut zu haben; selber die pietistischen Unruhen, die damals die Runde durch die protestantische Welt machten, waren nicht im Stande, den Frieden der schweizerischen Gemeinden mehr als nur vorübergehend zu stören, indem gegen die Betreffenden, meistens Berner aus Uetendorf, von den Behörden mit aller Strenge eingeschritten und dieselben an die Mecklenburgische Grenze verwiesen wurden.

Gedenfalls ein nicht unwichtiger Grund dieses Gedeihens ist in dem eigenthümlichen Verhältniß zu suchen, in welchem die Schweizerkolonien zu der brandenburgischen Regierung standen; sie bildeten, nach dem Ausdruck eines ihrer Prediger, ein ganz von den märkischen Einwohnern abgesondertes Völklein; ihre Obrigkeit war nächst dem König das Oberdirektorium in Berlin, so daß weder das Kammergericht, noch selbst das geistliche Consistorium, mit Ausnahme der Matrimonialsachen, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen hatte. Aber und die Luthерanischen Nachbarn? Gewiß konnten sie nur mit scheelen Augen auf diese und andere Privilegien, wie z. B. Steuerfreiheit, blicken, womit die fremden Einwanderer, die nicht einmal ihre Religion theilten, versehen waren. Waren doch damals der Papst und der Türke*) den ächten Luthernern nicht mehr verhaft als ein Calvinist, und die kleinste Abweichung nicht nur von der orthodoxen Lehrmeinung, sondern auch von irgend einer äußerlichen Zufälligkeit galt für schamlose Verdammniß.

Als daher König Friedrich I. Miene machte, die besondere Verwaltung aufzuheben, legte sich selber die Regierung in's Mittel und bat in einem Schreiben vom 2. Dezember 1705, die Kolonisten in Beziehung auf Verwaltung und Jurisdiktion alleinig und unzertreit von dem angeordneten Oberdirektorio fürders dependiren zu lassen, damit bei einer und der gleichen Regierung die Gemüther auch einig und gleich erhalten, alle sonst bestehende Zwietracht gemieden und die Kolonien in ihrem Gedeihen nicht etwa gehemmt werden möchten.

*) Eberty I, S. 411.

Wie wohlthuend mußte da die ausdrückliche Erklärung König Friedrichs I. vom 15. August 1707 wirken: „daß die in unsren Aemtern eingesetzten schweizerischen Kolonien mit den alten Unterthanen inseparat unter der unveränderten Direction des Oberdirektoriums sowohl in civilibus et criminalibus, als in ecclesiasticis einig und allein stehen und bleiben sollen.“

Drohender war das Gewitter, das sich über die erste Bernerkolonie in Golm, Mothwerder und Galin zusammenzog. Der erste Angriff kam von einem feindseligen lutherischen Amtmann her, der in einer Untersuchung über die dortigen Familien, ihre Wirthschaft, ihre Erfüllung der Verpflichtungen, die sie gemäß getroffenem Kontrakt über sich genommen, herausfand, daß die Gemeinde eine Schuldenlast von 34,505 Thalern auf sich geladen habe, worunter auch die Reisekosten und andere Ausgaben, die der große Kurfürst niemals anzurechnen sich verpflichtet hatte, begriffen waren. Bis jetzt gelang es dem Pfarrer Lupichius, den Sturm zu beschwören und von dem König die Antwort zu erhalten: die Schweizer möchten in Gottes Namen in ihrem bisherigen Stande verbleiben.

Schlimmer wurde die Lage der Bernergemeinde seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms I., dessen höchste Staatsweisheit die Sparsamkeit war, und der gleich nach seiner Erhebung auch die königliche Schweizergarde entließ; eine Maßregel, die wegen der Härte und Rücksichtslosigkeit, womit sie durchgeführt wurde, zu Remonstrationen von Seite Berns Veranlassung gab. Nicht bloß bei harten Reden blieb es, wie von Seiten des Amtskammerpräsidenten: „Ihr faulen Schweizer habt den Bruch so lassen eingehen, daß er fast unnützbar geworden ist, und habt nun bald 30 Jahre frei gesessen, ohne der gnädigsten

Herrschaft was zu geben.“ — Es kam zu bedeutenden Erhöhungen des Pachtzinses, so daß der Pfarrer Arbeit genug hat, die Leute, die voll Lamentirens sind, in diesem Kreuz und Trübsal zu trösten. Schon denkt dieser daran, als letzter Seelsorger die schwer heimgesuchte Gemeinde nach dem Vaterlande zu geleiten, und bittet seine gnädigen Obern um Weisungen in dieser schwierigen Lage, zumal es des Königs bestimmt ausgesprochene Resolution sei, die Potsdamer Schweizer nicht mehr zu dulden, wenn sie nicht bezahlen wollten. Kein einziger Staatsminister, nicht einmal der mit Bern befreundete und verburgerte Graf und Burggraf von Dohna darf es wagen, zu Gunsten der Bernerkolonisten ein Memorial anzunehmen. Der Pfarrer selbst mußte sich von Seite des Amtmanns eine grobe Behandlung gefallen lassen *), als er mit aller Bescheidenheit sich über das angethanen Unrecht beschweren wollte. „Welch ein Glend, wenn Greise und unerzogene Waisen zum Spott und Spektakel der Lutheraner, die ohnedies ihre Freude über dies Unglück der Schweizer ziemlich deutlich merken lassen, müßten Betteln gehen!“ — Schultheiß und Räthe unterließen auch wirklich nicht, in einem Schreiben vom 24. Juli 1713, ihre gedrückten Landsleute nachdrücklichst zu empfehlen, daß sie nicht wegen namhafter Erhöhung des Pachtzinses in's Glend wandern müssen und die von dem erlauchten Vater des Königs eingeweihte reformirte Kirche zum Spott und Spektakel anderer Religionen werde; sie erinnert an die alten Verträge des großen Kurfürsten und bittet, diese armen Glaubensgenossen, die vor so Langem ihr Vater-

*) „Er traktierte mich wie einen Hundejungen“, schreibt er.

Land verlassen und Alles mit sich genommen, nicht über ihr Vermögen zu beschweren.

Zugleich vergibt sie aber auch die weltliche Klugheit nicht und gibt dem Pfarrer Lupichi die bestimmte Weisung: „Wir befehlen dir, diesen guten Leuten wohl vorzustellen, daß sie sich nicht die Rechnung machen müssen, alle Zeit auf dem ersten Fuß wie zu Anfang in dieser Kolonie zu verbleiben; sie werden sich nach Artikel 5 des Traktats zu einem billigen Grundzins bequemen müssen, zu welchem Ende sie sich der Sparsamkeit und unverdrossenen Arbeit befleissen müssen. Dabei sollen sie sich wohl hüten, sich von ihren Häusern und Höfen wegzugeben, wodurch sie in äußerstes Elend gerathen und aller Heimat privirt würden. Denn wieder allhero zu kommen, nachdem sie mit Hab und Gut unter eine andere Regierung sich gesetzt, sollen sie sich keine Gedanken und Hoffnung machen. Auch würde es mißlich sein, sie nach so langer Abwesenheit mit vermehrten Familien allhier wieder aufzunehmen.“ Uebrigens übersenden Schultheiß und Räthe zur Bezeugung ihres Mitleids und zur Handreichung für arme, übelmögende, alte Personen und Waisen ein Wechselbrieflein von 100 Thalern.

So fand sich die Regierung auch nach 30 Jahren immer noch verpflichtet, für die Ihrigen im Ausland zu ratthen und zu sorgen und Klugheit mit liebreicher Handreichung zu verbinden.

Um nun noch von den einzelnen Kolonien ein Wort zu sagen, so sind zwei Gruppen derselben zu unterscheiden:
1. Die in der Nähe von P o t s d a m gelegenen kleineren Niederlassungen, die zusammen eine Gemeinde ausmachten und nur aus Bernern bestanden; sie bildeten gleichsam den Grundstock der schweizerischen Auswanderung nach Brandenburg. Diese Gemeinde, welche aus etlichen zwanzig

Familien gebildet wurde, vertheilte sich auf den Golmer-bruch *), Gallin, Nothweder und Neu-Töplig, einem Meierhof, der wegen der beständigen Wassernoth gegen eine kleine Pension hinzugefügt wurde. Obgleich diese Kolonisten sich ganz wohl standen und ihre jährliche Arende pünktlich zahlten, wurden sie doch genötigt, einen bedeutend höhern Pachtzins zu bezahlen, wie oben gezeigt wurde.

Die zweite Gruppe bildeten sechs folgende Gemeinden, von denen die meisten ebenfalls aus Bernern und nur eine vorzugsweise aus Zürchern zusammengesetzt war, zu deren Organisirung, namentlich Erbauung der Kirchen, auch bei weitem die meisten Collekten aus Bern geflossen waren: 1. Lehnin mit dem Dörfchen Michelsdorf, welches für die mindeste Colonie galt, theils wegen schlechten, sandigen Ackerbodens, theils wegen Mangels an Wiesenwachs. Die Michelsdörfer waren die letzten nach Brandenburg ausgewanderten Schweizer, mit denen man nirgends anders hingewußt; daher auch große Nahrungs-sorgen bei diesen Leuten. 2. Lindow sammt einigen Filialen; scheint zu den wohlhabendern Gemeinden zu gehören. 3. Ebenso Lundersdorf, ebenfalls mit Filialen, welches in guten Verhältnissen war. 4. Neu-Nüppin mit Storbek. 5. Lindow; von dieser Colonie wird gesagt, sie sei die „unkommischste“, sei abgelegen, nahe bei einer Wüste. 6. Neustadt-Eberswalde, die einzige Gemeinde, die meist aus gewerbtreibenden Zürchern bestand.

Nach einem eigenen kurfürstlichen Erlaß sollten die Pfarrer zu diesen Gemeinden aus der alten Heimat

*) Bruch bedeutet eine durch einen Damm dem Wasser abgewonnene Niederung.

genommen werden, und zwar so, daß in den ersten Jahren der Colonien die Berner und Zürcherregierung dieselben einfach erwählten und dem jeweiligen Landesherrn empfahlen; später jedoch durch denselben bestätigen ließen, nachdem sie dieselben durch das *jus præsentandi* vorgeschlagen hatten. Da nun aber die verschiedenen Gemeinden in Bezug auf Annehmlichkeit, Wohlhabenheit, Einkommen sehr verschieden waren, so kam es öfter zu unerquicklichen Auseinandersetzungen zwischen den Ständen Bern und Zürich. Es hatte nämlich der König Friedrich I. die sechs Kolonien so vertheilt, daß Lindow, Lüdersdorf und Neustadt mit zürcherischen, die übrigen drei mit bernischen Pfarrern besetzt werden sollten; dabei sollten beide gleiches Recht haben, so daß laut einem späteren Zusatz vom 28. Dezember 1711 der modus alternationis statt habe, und wenn eine Pfarrei mit einem Prediger aus Zürich besetzt worden sei, die nächst erledigte mit einem solchen aus dem Kanton Bern versehen werden sollte.

Diese Alternation fanden nun die Berner nichts weniger als billig, zumal bei ihnen der Wechsel weit öfter stattfinde als bei den Zürchern; nach Verlauf von sechs Jahren erhalten in der Regel die Berner-Pfarrer eine einträgliche Pfründe in der Heimat, während die Zürcher lebenslänglich bleiben. Als sich nämlich Niemand zu der erledigten Pfarrei Potsdam meldete und als Grund angegeben wurde, daß die Pfarrer zu lang in der Fremde ohne Beförderung gelassen würden, so wurde beschlossen, daß inskünftig der nach der Kolonie erwählte Pfarrer nach Verlauf von 6 Jahren sich in die Heimat begeben dürfe, um anständig befördert zu werden *).

*) Mathäsmal 71, S. 102.

Nach mehreren fruchtlosen Berathungen und Vorschlägen wurde endlich an der Jahresrechnung zu Baden 1725 folgendes Abkommen zwischen Zürich und Bern geschlossen: Die sechs schweizerischen Pfarreien in der Mark Brandenburg, deren Besitzung 1711 den beiden Ständen Zürich und Bern von dem damaligen König concedirt worden, werden folgendermaßen unter die beiden Stände verloost: Zürich erhält Lindow mit dem Ertrag von 300 Thlr.

	"	Neu-Ruppin	"	"	"	310	"
	"	Lehnin	"	"	"	225	"
Bern	"	Lüdersdorf	"	"	"	350	"
"	"	Neustadt-Eberswald	"	"	"	230	"
"	"	Linow mit dem	"	"	"	280	"

Geht einem Stand eine Pfründe verloren, so soll mit der geringsten dritten alternirt werden, bis man die sechste wieder bekomme &c.

Bei Anlaß der Besitzung der Pfründen möchte es nicht unpassend sein, auch noch zum Schluß ein Wort über die Pfarrer, wenigstens die bedeutenderen derselben, zu sagen. Denn wahrlich, diese hatten oft keine leichte Aufgabe; bald mußten sie gegenüber den Behörden für ihre Gemeinden in den Miß treten, ja sogar dem obersten Landesherrn ein freimüthiges Wort sagen; dann hatten sie keinen leichten Stand gegenüber den lutherischen Nachbarn, die ohnedem gegen die bevorrechteten Auswanderer nicht zum besten gestimmt sein mochten; endlich waren sie auch die Vermittler und Berichterstatter gegenüber der heimischen Obrigkeit, mit welcher sie nicht am wenigsten suchen mußten, in gutem Vernehmen zu verbleiben.

Die rechten Männer zu dieser schwierigen Stellung auszuwählen, scheint denn auch Schultheiß und Räthen besonders am Herzen gelegen zu haben; wenigstens gibt

ein Zürcher Pfarrer (Meister) nicht ohne Anflug von Eifersucht denselben das Zeugniß :

„Es scheint eine besondere Politik des läblichen Kantons Bern zu sein, daß sie meist solche Leute hersenden, die sich die Gunst der Herren Kirchenräthe zu erwerben geschickt sind. Sie sehen wohl aus, haben wohl studirt und wissen sich höflich zu benehmen. Auch dieses nicht zu vergessen, so bringen sie allemal etliche hübsche Saanenkäse und Glarnerzieger mit, womit man hie zu Land ebenso verwunderliche Ding als mit dem pulvere sympathetico ausrichten und überall ein gutes Geblüt machen kann.“

Um gleich mit dem ersten Kolonieprediger, dem schon erwähnten Elisäus Malacrida, zu beginnen, so scheint derselbe von Anfang an nicht „ohne Repugnanz in Ansehen anderweitig Thme vorstehender Fortun“ seine Stelle angetreten zu haben; schon ein Jahr nach seiner Ankunft bewirbt er sich für die durch die Beförderung des Professors Henzi an die Pfarrei Vinelz ledig gewordene professio græco-ethica, und zwar ohne vorhergegangene Disputation, und wird auch auf die Empfehlung des Kurfürsten hin zu dieser Stelle gewählt, wozu er mehr Lust zeigte als zum praktischen Pfarrberuf *).

*) Malacrida starb als Professor der Theologie 1718. Er war der Großsohn des Anno 1620 mit großer Mühe und auf unwegsamen Gegenden dem Weltlinermorde entflohenen Elisäus M., welchem sechs seiner Geschlechtsgenossen zum Opfer fielen; sein Vater Petrus war Burger in Bern und nach einander Pfarrer in Neutigen, Wyl und Feldprediger in dem 1671 neu errichteten Regiment von Erlach in Frankreich. Elisäus hinterließ eine Menge gelehrter Abhandlungen. — (F. Leu.)

Schon weit mehr arbeitete sich sein Nachfolger in sein Amt hinein und verwaltete es mit vieler Treue und Erfolg; erst nach 18jähriger gesegneter Amtstätigkeit bewarb er sich um eine Stelle in der Heimat. Al b. Wyttenthal befand sich noch auf der Universität Marburg, als er „ohne Wissen und Begehrten unter Vertröstung baldiger Erlösung auf den gefährlichen Posten gesandt wurde.“ — Die Pfarrei Wohlen unweit der Hauptstadt war der Lohn für seine treuen Dienste.

Als er bereits zwei Jahre in der Heimat gewirkt, erging schon in vorgerückteren Jahren an ihn der Ruf an die Pfarrstelle in der Amtsstadt Lehnin, eine der sechs schweizerischen Kolonien, sammt der Inspektion über die übrigen schweizerischen Kolonien und Gemeinden; ein Ruf, den er nicht ablehnen zu dürfen glaubte, so vortheilhaft die heimatsliche Pfüründe Wohlen auch sein möchte. Bereits war auch die Regierung im Begriff, ihn auf's Neue aus dem bernischen Kirchendienst zu entlassen, da kam eine namhafte Menge von seinen Pfarrkindern in die Stadt vor Schultheiß und Räthe, fiel ihnen unter Thränen zu Füßen und bat so flehentlich um Christi und ihrer Seelen Erbauung willen, diesen ihren herzwerthen Seelenhirten nicht von ihnen zu nehmen, daß die Regierung glaubte, einem so sehnlichen Verlangen nicht widerstehen zu dürfen, sondern denselben der Gemeinde Wohlen als ihren Pfarrer und Seelsorger ließ. Er starb als Dekan des Kapitels Büren im Jahr 1738, nachdem er öfter in Sachen der brandenburgischen Kolonien wegen seiner Sachkenntniß vom Convent um seine Ansicht und seinen Rath befragt worden war.

In sehr schwierigen Zeiten stand Pfarrer Sigmund Lupichius seiner Gemeinde zur Seite und setzte sich

durch seine kräftige Fürsprache selber den Beleidigungen erbitterter Beamten aus. Charakteristisch für die Ausdrucksweise seiner Zeit ist das Schreiben, mit dem er, damals Student auf der Universität zu Leyden, seine Berufung annahm: „Weilen es Jesu Christo dem Erzhirten gefallen wollen, mich unwürdigen jungen Hirtenknaben auszusenden, seine Schafe zu weiden und mich also zu einem Seelsorger der Gemeinde zu Potsdam zu verordnen: als bin ich geneigt, dieser Vokation willigst zu gehorchen“ &c. Als einen Beweis seiner nicht gewöhnlichen Befähigung ist wohl seine im Januar 1717 erfolgte Ernennung zum reformirten Hofprediger der Erbprinzessin von Württemberg anzusehen; ob er je wieder in die Heimat zurückkehrte, habe ich nicht ermitteln können.

Nicht minder ehrenvoll ist das Zeugniß, welches der Kirchenvorstand von Neustadt seinem im Jahr 1718 zum Pfarrer von Bremgarten erwählten Seelsorger Johann Georg Ludwig Leuw gibt, der seit vier Jahren unter ihnen wirkte: „Er hat sich seiner Heerde treulich angenommen und mit Lehr und Leben große Erbauung geschafft, daher es geschehen, daß er bald unser Herz gewonnen, wie er denn auch sogar das Herz der Lutherischen vom Obersten bis zum Untersten eingenommen.“ — Der Kirchenvorstand richtet an Schultheiß und Räth eine Supplik, der sich auch die lutherischen Prediger ihrer Stadt anschließen, sie möchten gestatten, der neu gewählte Pfarrer von Bremgarten möge bei ihnen bleiben, wozu auch der König seine Einwilligung gebe. — Obgleich die Regierung völlig geneigt war, zu willfahren, so mußte jetzt Leuw wider seinen Willen in die Heimat pilgern, weil während dieser Verhandlungen die Zürcher einen neuen Pfarrer gewählt hatten, der nicht mehr zurückgeschickt werden

könnte. Leuw, bis 1750 in Bremgarten, starb hochbetagt 1760 als Pfarrer in Signau.

Eine der bedeutendern kirchlichen Personen in Berlin, wenn auch nicht Prediger der Kolonien im engern Sinne, ist Dr. Jeremias Stercky (gewesener Professor in Lausanne), der schon früher eine Zeitlang in Berlin sich aufgehalten und nun i. J. 1703 zum ersten Prediger an der neuerbauten reformirten Pfarrkirche in Berlin erwählt wurde*). Unter den Gründen seiner Berufung wird neben seiner ungemeinen Erudition und trefflichen Predigergabe angeführt: sein großes Geschick in glücklicher Stiftung des Kirchenfriedens unter den Evangelischen. Der König fügt dem Erwählungsschreiben bei: „Auch wir haben an seinen stattlichen Gaben und exemplarischem theologischem Wandel ein besonderes Vergnügen getragen und ihn mit einer raisonnable appointment zum professor honorarius bei unserer Universität Frankfurt a./O., soweit es seine Verrichtungen bei der Gemeinde zulassen, bestellt.“ Er wurde auch Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften in Berlin und war der Verfasser mehrerer philosophischen Werke.

Von Beat Ludwig Benteli, der als Feldprediger in dem bernischen Regiment Tschärner in den Generalstaaten nach Lehnin berufen worden war (i. J. 1706) und daselbst 18 Jahre in gesegneter Amtstätigkeit wirkte, besitzen wir einen eingehenden Bericht über die schweizerischen Kolonien in Brandenburg; er starb i. J. 1752 als Pfarrer in Huttwyl, wohin er i. J. 1721 berufen worden war.

*) Er war aus Yverdon gebürtig und von 1685 an Professor der Philosophie an der Akademie zu Lausanne gewesen.

Aber der eigentliche Nestor der Kolonieprediger war der Zürcher-Pfarrer Hercules Dälliker von Lindow, der i. J. 1718 von sich selber nach Zürich berichtet: „Ich bin durch Gottes Gnade 28 Jahre hier, habe wegen der Kolonie Vieles ausgestanden, den Verlauf aller Dinge gelegentlich nach Hause berichtet, der Kolonie manchen Vortheil zuwege gebracht.“

Jedenfalls haben diese äußersten Vorposten der schweizerischen reformirten Kirche tüchtige Kämpfer für die Wahrheit herangebildet, die in ihren reisern Jahren in der Heimat die gewonnenen Lebenserfahrungen und Kenntnisse anzuwenden vielfache Gelegenheit fanden.

Aber und das spätere Schicksal dieser Kolonien? Was ist aus ihnen geworden? — Was wird aus dem kleinen Flüschen, wenn es in den großen Strom einmündet? Eine Strecke erhält es noch sein Sonderleben, bis es von dem mächtigen Strom mit fortgerissen wird in die gemeinsame Strömung. Die ersten Auswanderer waren nach und nach ausgestorben; eine andere Generation, die in der neuen Heimat geboren war, trat an ihre Stelle; auch die Regierung hatte nicht mehr das gleiche Interesse. Wenn sie gleich noch 1735 auf die Nachricht, der König gehe damit um, ohne Rücksicht auf Bern die erledigte Pfarrei in Potsdam zu besezzen, reklamirt und auf ihre Rechte aufmerksam macht, so geschieht es doch auf eine so zahme Weise, daß sie ausdrücklich hinzufügt, man wolle der königlichen Majestät nicht beschwerlich fallen mit Vorstellungen, sondern überlasse die Sache dem Gutfinden derselben; man hoffe nicht, daß das Benehmen der Pfarrer dazu Anlaß gegeben habe. Und schon zwei Jahre später schreibt der in der Folge zum Pfarrer von Nestenbach erwählte Meister von Lindow: „Alle bernischen Kolonie-

prediger sind nun wirklich fort und keiner ist im Lande, und es scheint, als ob Seine königl. Majestät, die doch selber Burger in Bern sind, keinen ihrer Mitburger mehr in's Land herufen und als ob der löhl. Kanton Bern keinen mehr herschicken wolle" u. s. w.

Uebrigens konnte auch der absolutistische König Friedrich Wilhelm, so sehr er auch bemüht war, den Strom der Auswanderung in kleinern und größern Massen in seine spärlich bevölkerten Provinzen zu leiten, und namentlich sich einen berühmten Namen machte durch die Aufnahme von 15—16,000 vertriebenen Salzburgern in Preußen, solche Sonderexistenzen, gleichsam kleinere Staaten im ganzen großen, nicht in ihren besondern Privilegien bestehen lassen, und so kommt es, daß die Berichte und Korrespondenzen in den letzten Jahren von Friedrich Wilhelms Regierung gänzlich schweigen von den schweizerischen Kolonien in der Mark *).

Jedenfalls hat also auch die Schweiz neben den Holländern, Franzosen, Böhmen, Salzburgern, Waldensern einen Beitrag geliefert zur Bildung eines Staates, der hundert Jahre später eine so große Bedeutung in Europa haben sollte.

*) Die Quellen zu dieser Arbeit sind in unserm Staatsarchiv enthalten und befinden sich im „Brandenburgbuch“ und in den deutschen Missivenbüchern der Zeit; gedruckt sind die ersten Maßregeln der Regierung und der Bericht Dr. Bauernkönig's von seiner ersten Reise in der „Bernischen Monatsschrift“ von 1825, Februarheft bis Juni.

~~~~~